

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Mittheilungen aus Oldenburg zur Beförderung angenehmer Unterhaltung

Oldenburg, 4.1838 - 8.1842

No. 3, 18. Januar 1840

urn:nbn:de:gbv:45:1-4420

Mittheilungen

aus

Oldenburg

zur

Beförderung angenehmer Unterhaltung.

Sechster Jahrgang.

N^o 3.

Sonnabend, den 18. Januar.

1840.

Meiner hochgeschätzten Landsmännin,
dem Fräulein

J. v. Nordenflicht,

Hofdame bei S. M. der Königin von Griechenland.

(Nachdem ich die trefflichen Darstellungen ihrer Reisen und
sonstigen Mittheilungen aus dortigen Gegenden gelesen.)

Sonett.

Abtrünnig bist seit Jahren zwar geworden
Du — unsrer Heimath Bergen, Hainen, Fluren; *)
Doch überall — weh'n der Erin' rung Spuren, —
Und der Gedanke — eint ja Süd' und Norden.

Drum, — weißt Du noch so lieblich auch zu schildern
Des schönen Hellas blühende Gestade,
Der Pinien-, Myrthen-, Oleander-Pfade,
Kunst und Natur in reichen edlen Bildern:

So glaub' ich dennoch — oft gedenkst Du sinnig,
— Selbst an der hochgeliebten Fürstin Seite —
Der Buchenwälder aus dem Vaterland'.
Drum grüß es Dich zum neuen Jahr — so innig;
Und bittet: »Lenke oft den Blick ins Weite
»Laß nie sich lösen — was Natur verband.«

Oldenburg, am 2. Jan. 1840.

H. v. Hohenhausen.

*) Weßphalen ist das Vaterland des Fürstl. v. N., wo sie früher auch als Dichterin bekannt und beliebt war.
Anmerk. der Verf.

Dramaturgische Skizzen

von
Dr. Adolf Stahr.

2.

»Das Theater ist eins der Geschäfte, die am wenigsten planmäßig behandelt werden können, man hängt durchaus von Zeit und Zeitgenossen in jedem Augenblicke ab. Was der Autor schreiben, der Schauspieler spielen, das Publikum sehen und hören will, das ist's, was die Directionen tyrannisiert, und wogegen ihnen fast kein eigener Wille übrig bleibt.«

Nur der mit den Theater-Verhältnissen ganz unbekannt wird diesen Worten eines Mannes seine Zustimmung versagen, der, wie wenige, auf diesem Felde ein Urtheil aussprechen, durch Stellung und Einsicht befähigt war. Aber derselbe Goethe, dessen Worte wir so eben anzuführen uns erlaubten, setzt auch zugleich hinzu: »Man kann dem Publikum keine größere Achtung bezeigen, als indem man es nicht wie Pöbel behandelt. Der Pöbel drängt sich unvorbereitet zum Schauspielhause, er verlangt, was ihm unmittelbar genießbar ist, er will schauen, staunen, lachen, weinen, und nöthigt daher die Directionen, welche von ihm abhängen, sich mehr oder weniger zu ihm herabzulassen, und von einer Seite das Theater zu überspannen, von der andern aufzulösen. Wir haben das Glück, von unsern Zuschauern — voraussetzen zu dürfen, daß sie mehr als ihr Lothageld mitbringen, und daß diejenigen, denen bei der ersten sorgfältigen Aufführung bedeutender Stücke noch etwas dunkel, ja ungenießbar bliebe, geneigt sind, sich von der zweiten besser unterrichten und in die Absicht einführen zu lassen. Stoß dadurch, daß unsere Lage es erlaubt, Aufführungen zu geben,

woran nur ein erwähltes Publikum Geschmack finden kann, sehen wir uns in den Stand gesetzt, auf solche Darstellungen loszuarbeiten, welche allgemeiner gefallen.«

Ich erlaube mir, von unserm Publikum nicht geringer zu denken; und hege die Ueberzeugung, daß das dort Gesagte auch bei uns Anwendung finden kann, und daß es möglich ist, mit Befolgung jener Maximen beide, Publikum und Theater, an und durch einander in die Höhe zu bringen. Eben so wenig soll verkannt werden, wie so Manches Gute und Treffliche im Einzelnen bei uns in dieser Hinsicht geleistet worden ist. Dies läugnen wollen, hieße der Wahrheit ins Angesicht schlagen, und dem Zwecke dieser Andeutungen zuwider handeln, die weit entfernt, das Gegenwärtige feindselig behandeln, oder sich im hochmüthigen Besserwissen selbst genießen zu wollen, nur die Absicht haben, aufmerksam zu machen, und auf den rechten Weg, d. h. den, welchen man dafür zu halten sich durch Studium und Liebe für die Sache berechtigt glaubt, hinzuweisen, kurz, eine Theilnahme thätig zu beweisen, an welcher bis jetzt mindestens noch kein Ueberfluß vorhanden ist. Und selbst hier bringe es die Natur des Gegenstandes und die eigenthümliche Gestalt der Verhältnisse mit sich, daß diese Andeutungen nicht über das Allgemeine hinaus in ein Detail eingehen können, welches nach allen Seiten hin seine ganz eigenthümlichen Schwierigkeiten bietet. Oder wenn wir auch anmaßend genug wären, eine Schilderung der Persönlichkeiten unserer Bühne nach ihrer verschiedenen künstlerischen Befähigung, eine durchgehende Kritik des bisherigen Repertoires, eine Darstellung der Art und Weise, wie bedeutende Leistungen unserer Bühne vorbereitet werden, endlich eine Charakteristik des Publikums und seiner Verhältnisse zur Bühne, für Aufgaben zu halten, die nicht den Bereich unserer Kräfte überstiegen, so dürfte doch das Bedenken, ob ein solches Unternehmen rätlich wäre, noch schwieriger zu beseitigen sein. — Unverfänglicher dagegen wären schon andere damit verwandte Themen, z. B. eine Darstellung des Gemeinsamen und Charakteristischen der neuesten deutschen Salons- und Conversationsstücke; ferner der Nachweis der tiefen Rohheit der meisten Victor Hugo'schen Dramen, in welchen die Leidenschaft in aller ihrer gemeinsten Nacktheit, wie z. B. in der neulich aufgeführten Marie Tudor *), als das absolut Berechtigte dargestellt, und jede Idee von Sittlichkeit, jeder

*) In diesem Stücke, das so recht für den souveränen, Barricaden-Pöbel geschrieben ist, wird die Würde der Majestät in den Staub getreten; Nachsicht, Lüge, Verrath, Gemeinheit sind die Agentien. Ein bewußter, aber jesuitisch allerdings vollkommen gerechtfertigter Meineid wird als erlaubte Handlung eines tugendhaften Mannes dargestellt, der überdies auch dadurch für den Dichter nicht schlechter wird, sondern frei und glücklich ausgeht, und à la Meinau seine Gulalia-Zenny zu Gnaden aufnimmt, die ihn dafür »Gott gleich« setzt. Aber freilich sind die Franzosen noch weit mehr wie wir in einem Uebergange begriffen, und die begriffliche Nothwendigkeit dieser Gestaltung ihrer dramatischen Literatur ließe sich nicht schwer nachweisen.

Gedanke von Veröhnung, kurz alles was wir als das ächt Geistige, Höchste, bei den Meistern dramatischer Kunst, von Sophokles bis auf Shakspeare und Schiller, bewundern müssen, mit Füßen getreten wird. Diese und ähnliche Themata würden, gründlich erläutert, vielleicht nicht ohne mittelbaren Einfluß auch auf unsere Bühne sein; und die Betrachtung der dramatischen Poesie und der Bühne als jedesmaligen Abdrucks ihrer Zeit an Athen (Aeschylus, Sophokles, Euripides und ihre Nachfolger) in der alten, und an Spanien (Calderon, Lope de Vega); England (Shakspeare und das Zeitalter der Elisabeth), Frankreich (klassische und neuromantische Periode) und Deutschland in der neuern Zeit nachgewiesen, nicht minder dazu dienen können, der dramatischen Poesie und dem Theater eine etwas höhere Stellung anzuweisen, als diejenige seyn dürfte, welche bei- des in der gäng und gäben Ansicht einnimmt.

Lassen wir indessen diese Dinge einstweilen bei Seite und der geneigten Berücksichtigung theilnehmender Freunde des Gegenstandes anheimgestellt sein, und machen wir lieber an einem besondern Beispiele deutlich: in wie fern wir uns von der wiederholten Darstellung ächter dramatischer Meisterwerke eine Förderung der Bühne einer- und des öffentlichen Interesses andererseits zu versprechen meinen. Wir wählen dazu die am letzten Sonntage des verwichenen Jahres gesehene Vorstellung von

Shakspeare's Macbeth,

der seit etwa fünf Jahren hier zum Erstenmale wieder bei vollem Hause über die Bretter ging.

Wir sahen mit mehreren Freunden hier das Stück zum Erstenmale, und das Gemeinsame, was sich bei uns allen als nächstes Hauptresultat herausstellte, war die Empfindung, daß dieses erhabensfurchtbare Werk, von dem mit Recht gesagt worden, daß seit den Furien des Aeschylus so Großes und Furchtbares nicht gedichtet sei, erst durch die lebendige Darstellung menschlich näher gerückt werde, und sich also auch hier die Wahrheit bestätige, daß ein ächt dramatisches Werk erst durch die Vermittelung der Bühne in die volle Wirklichkeit treten könne. — Eine organische Entwicklung, welche die vollendete Schönheit und innere Nothwendigkeit dieses wunderbaren Kunstwerkes ins Licht setzt, hoffen wir vielleicht später den geneigten Lesern mittheilen zu können. Für jetzt indeß müssen wir uns auf eine Kritik der Aufführung beschränken. Man hatte die bekannte Schiller'sche Bearbeitung zu Grunde gelegt, und diese ward denn auch so ziemlich unverkürzt gegeben. Indessen würde gerade bei Macbeth die Dieck'sche Uebersetzung mit höchst geringen Auslassungen künftig sehr leicht an deren Stelle zu setzen sein. Diese Veränderung würde sich sogleich in einem sehr wichtigen Punkte als eine bedeutende Verbesserung erweisen. Wir meinen die Herenparthien. Es ist bekannt, daß hier Schiller einen, für ihn freilich charakteristischen Mißgriff gethan, und diese gemeinen Werkzeuge des Abgrundes in seiner bekannten Weise zu idealisiren versucht, und ganz der

Intention Shakespeares entgegen in warnende, sogar moralisirende Zwitterwesen von Parzen, Furien und Zauberinnen verwandelt und mit einer tragischen Würde bekleidet hat, die ihnen schon auf dem Papiere, geschweige denn bei der Aufführung schlecht zu Gesichte steht. Die zu diesem Behufe von ihm eingelegten Parthien stehen grell und unangenehm ab gegen das Gebliedene, und stehen im schreiendsten Contraste gegen die Bedeutung, die der Dichter selbst diesen dunkeln Erscheinungen gegeben hat. Kommt nun dazu, wie bei der hiesigen Aufführung, ein rezitirendes Unifono des Vortrags, so wird der Eindruck unelblich und sogar lächerlich. Also hier ist Shakespeare zu restituiren, bei dem auch die Herenscenen um vieles kürzer sind, und die chorartigen Parthien sind in einer Art wilden Gesanges vorzutragen, das Gesprochene rasch, wild, in fliegender Hast, ohne pathetische Declamation, die immer komisch wird. Hat man keine Frauen dazu, so nehme man Männer und maskire sie. Dadurch wird wenigstens dem Uebelstande vorgebeugt, daß die Agirenden sich selber lächerlich vorkommen, und bei solcher oberflächlichen Auffassung dies durch Mienen und Ton verrathen. Auch halte man das Theater möglichst dunkel, und die Erscheinungen selbst im tiefsten Hintergrunde. Bei uns kamen sie einmal fast dicht an den Souffleurkasten herangeschritten.

Verfolgen wir nun die gesehene Vorstellung weiter, um zunächst andere Ausstellungen und Wünsche für die Zukunft daran zu knüpfen, so würde es vorzuziehen sein, die Prinzen Malcolm und Donalbain, die bei Shakespeare fast noch Knaben sind, durch Frauenzimmer (jedemfalls Donalbain) darstellen zu lassen. Bei unserer Aufführung waren es aber sehr stämmige vierschrötige Leute, und die Bezeichnung »des Knaben Malcolm« in Macbeths Munde wurde durch Herrn Häfers Erscheinung allzu augenfällig Lügen gestraft. Dem letzteren ist in seinem Spiele ein minderes Maas von pathetischer Declamation zu wünschen, und überhaupt mehr Ruhe und Natürlichkeit zu empfehlen. Malcolm vor allen soll sanft, ruhig, gemessen, und schon seines Alters wegen, erprobten Männern und Kriegern gegenüber als ein bescheidener fürstlicher Jüngling gehalten werden. Sollte ihn ein Mann spielen, so würden wir Herrn Bluhm diese Rolle empfehlen, der merkwürdigerweise eben so wenig wie Herr Gerber in dem Stücke beschäftigt war. Und doch ist für den letztern der König Duncan eine ganz gemäße Rolle. Durch diese Besetzung wäre es möglich gewesen, dem Uebelstande zu entgehen, daß in der Tafelszene des dritten Actes, wie heffere Augen als die unfrigen wahrgenommen haben wollen, der ermordete König Duncan horribile dictu als Gast und Vasall seines Mörders fungiren mußte. Solche Vernichtung aller Illusion sollte man sich billig nicht zu Schulden kommen lassen! Durch jene Besetzung aber wären wenigstens zwei Gäste mehr gewonnen worden, statt deren jetzt angemalte Statisten in der haarsträubenden Scene des Grauens und Entsetzens zum Lachen aufforderten, von denen besonders der eine

auf dem rechten Tischflügel eine wahrhaft pitoyable Figur abgab.

Dieselbe Scene bietet auch noch zu einer andern Bemerkung Veranlassung. Der Zuschauer verlangt Illusion, aber dies Verlangen muß, so gerecht es an sich ist, in seinen Gränzen bleiben. Wenn im Lustspiel geraucht werden soll, so ist es nicht unumgänglich notwendig, daß das Auge sich von den aufsteigenden Dampfwolken, und der Geruchssinn von dem Duff des Knästers von Littera so und so überzeuge, daß der Schauspieler wirklich seine Pflicht erfülle. Ähnlich verhält es sich mit dem Essen und Trinken. Wer Gelegenheit gehabt hat, sich an dem widerlichen Eindrucke zu ärgern, den das Hereinbrechen der hungrigen Natürlichkeit in die Welt des Scheins und der Kunst, in der Form eines auf schnelle Benutzung des günstigen Augenblicks gerichteten Appetits auf den gebildeten Zuschauer machen muß, der wird uns verstehen, wenn wir für die Tragödie um etwas weniger Realität und mehr Symbolik in diesem Punkte bitten. Bei jener Tafelszene und schien uns der Fall vorzukommen, daß einer der zu Tafel sitzenden Großen des Reichs, mit denen sich doch die Königin, um die Aufmerksamkeit der Gäste von dem unruhigen mit den Mördern beschäftigten Macbeth abzuziehen, unterhalten soll, zu solcher Unterhaltung und dem ihr gemäßen pantomimischen Spiel sehr wenig Lust, aber desto mehr Eßlust bezeugte. Freilich mögen bei ihm die Anforderungen des Magens die der Ehre seiner Kunst überwogen haben. — Also man entferne die Versuchung, und setze Gerichte aus zwar eßbarem aber wenig appetitreizenden Material, z. B. aus künstlich geformten Schwarzbrot vor, um solche Collisionen nicht zu veranlassen, die das Ganze hart beeinträchtigen.

Auch die Tafelmusik die mitten in dem finstern Wald unmittelbar nach der Ermordung Banquos lustig erscholl, scheint ein Nothbehelf gewesen zu sein, dessen Wegbleiben wünschenswerth zu achten wäre. So wie endlich der Seiton, welcher mit den wenigen Worten (V. 5):

Es sind die Weiber, welche schrein, mein König!

eine unwiderstehliche Lachlust im Publikum erregte, wohl besser durch Jemand anders, im Nothfall selbst durch einen der »Mörder« zu ersetzen sein würde. Hier nimmt man lieber einen Verstoß gegen die Illusion als eine Statistenlächerlichkeit hin, und der letzte Genosse Macbeths, Seiton, den Shakespeare mit zwei Strichen, aber meisterhaft als einen rauhen Soldaten, kurz von Rede, seinem kriegerischen Herrn bis in den Tod treu, gezeichnet hat, darf wenigstens keine lächerliche Figur sein.

Gehen wir jetzt zu einer kurzen summarischen Beurtheilung der übrigen Mitspielenden über, so wäre zu wünschen, daß die Direction etwas mehr dahin wirkte, daß die trefflichen Mittel eines, für sein Fach mit Begeisterung wirksamen Mitgliedes, Hrn. Burmeister, von ihm weniger durch unrichtigen und übertriebenen Gebrauch oder vielmehr Mißbrauch derselben unwirksam gemacht würden. Er kann

bei mehr Ruhe und Natürlichkeit stets seines Erfolges gewiß seyn, während jetzt nur zu oft die Gewaltfameit seiner Action die Ingrimme Knirschende Accentuation in pathetischen Rollen, und endlich die, drei Bühnen wie die unsre noch überfüllende Erhebung der Stimme in solchen dem Publikum den Genuß, und ihm den Erfolg verdirbt. Die schönen ruhigen, ernstern, aus tiefster Seelenüberzeugung kommenden Worte des edlen Banquo, dessen ganzes Wesen nach Shakspeare Mäßigung und Ruhe ist:

» — ich steh in Gottes großer Hand,
Und unter diesem Schirme kämpf ich jeder
Beschuldigung entgegen, die Verrath
Und Bosheit wider mich ersinnen mögen.«

Diese Worte, die ruhig gesprochen, den tiefsten Eindruck nicht verfehlen, sprach Herr Burmeister in einem Tone, in einer Stimme, die den todten Duncan hätten erwecken mögen, und indem er dabei beide Arme in steifster Gradheit Wegweiserartig von sich streckte, schlug er sich dann mit beiden so gewaltsam vor die Brust, daß aus dem Lederkoller eine Wolke Leder- oder Färbestaubes aufstieg und die athemlose Stille des Hauses in ein unfreiwilliges Lachen umschlug. — Es ist Theilnahme für ein entschiedenes Talent, das uns diesen Bemerkungen auch noch eine andere beifügen läßt. Hr. Burmeister verdreht nicht nur die Mittel seiner Stimme, Mienen und Gebärden, sondern auch sein ganzer Körper erfährt diese Verdrehung, indem es eine Lieblingsposition bei ihm in pathetischen Rollen ist, den Unterleib so vorzubringen und den Kopf dabei so zurück zu beugen, daß der letztere gar nicht mehr auf seinem Rumpfe zu stehen oder stehen zu können scheint, und eine von dem Kopfe auf den Boden perpendicular gezogene Linie um mehr als einen Fuß von seinem Unterkörper abfällt. Sein sonst so kräftiges und wirksames Organ der Stimme endlich, wird durch jenes Zusammenbeissen und grimmig zürende Zusammenknäusen, zumal bei rasch gesprochenen Stellen oft geradezu unverständlich. Dies alles sind Bemerkungen, die wir, und wir können es versichern, das gesammte Publikum soweit uns sein Urtheil bekannt ist, nicht etwa nur bei jener Vorstellung, sondern in unzähligen andern seit vier Jahren gemacht haben. Möchte ihre offene Mittheilung Frucht bringen.

Ueber Herrn Moltke's Spiel als Macbeth, habe ich nur eine Stimme vernommen, daß man ihn besser nie gesehen. Ueber seinem ganzen Spiele lag jener tiefe Ernst wirklicher Trauer der jedes Herz trifft, und der freilich an einen frischen schweren Verlust geknüpft und durch ihn mit bedingt, traurige Erinnerungen aufregte. Die schöne Stelle, wo Macbeth über des Lebens Nichtigkeit in abgerissenen Sätzen redet, jenes

Aus, aus du kleine Kerze!

wird lange noch in unserm Innern nachtönen. Und der Adel seiner Gestalt, die hier in ihrer ganzen Wirkfamkeit sich zeigte, veranlaßte bei einem Freunde die Bemerkung,

daß jede Scene, von einem tüchtigen Maler gemalt, ein treffliches Bild geben würde. Die Lady, (Mad. Jenke) leistete, wenn man die unglaubliche Kürze der ihr vergönnten Zeit, und ihre sonstige Individualität in Anschlag bringt, das Mögliche in reichem Maße, und mich wenigstens hat ihr Spiel in keiner Scene gestört, in vielen erfreut.

Macduff (Hr. Berninger) war in seinem Elemente, und die berühmte Scene bei der Nachricht von dem Tode seiner Kinder und seines Weibes gelang ihm vortrefflich.

Hr. Jenke (der Wächter) hatte die kleine Rolle des Wächters nicht verschmäht, und mit strenger Enthaltensamkeit jeden Zug der Komik sich versagt. Beides ist lobend anzuerkennen, und andern als Beispiel hinzustellen. Nur der Komödiant hält sich für zu gut in einem Kunstwerke auch als Nebenperson zum Gelingen des Ganzen mitzuwirken; der wahre Künstler, setzt in dem letzteren seine Ehre, und findet darin seinen Lohn.

M u s i k.

Drittes Abonnements-Concert des Hrn. Prof. Pott.

1. Ouverture: Fingalshöhle von Mendelssohn. Vielen Dank für die Gewährung unserer Bitte. Die Ausführung war lobenswerth, aber freilich das Streichorchester gegen die Bläser viel zu schwach besetzt. — 2. Adagio für Waldhorn von Schunke, vorgetragen von Hrn. K. M. Karpe. Wegen seines schlusses (Echo und pp.; die Geigen lassen sich sanft mit einer nachahmenden Figur in die Tonica nieder) wird ihm der Beifall nicht leicht fehlen. Herr Karpe verdient alle Anerkennung. Bei etwas mehr Selbstbewußtseyn, das ein Künstler haben darf und muß, durch mehr Ruhe, und weniger ängstliches Tactiren, z. B. in den gefangreichen Triolenfiguren, würde sein Vortrag noch bedeutend gewinnen können. — 3. Violinconcert, comp. und vorgetragen vom Hrn. Concertgeber. Vortrefflich executirt. Waren freilich die Doppelgriffe, Decimen etc. nicht immer ganz rein, so wird daran Schuld sein, daß die im Saale herrschende Kälte auf seine Finger nachtheilig mogte eingewirkt haben. Ueber den Werth der Composition können wir mit dem Hrn. Componisten nicht rechten wollen. Sind wir doch einmal gewohnt geworden, eine Zusammenstoppelung von Doppelgriffen, Passagen, Octav- und Decimengängen, Sprüngen, Trillern, Staccato, springenden Bogen u. s. w., ein Concert genannt werden zu hören. Ein Violinspieler glaubt heutiges Tages bei
(Hiezu eine Beilage.)

jeder Production alles aufweisen zu müssen, was er kann; wenn er in diesem Sinne nun componirt, so ist natürlich schon deswegen an eine Einheit der Composition nicht zu denken; und nun vollends, wenn, wie den Meisten, eine nöthige musikalische Bildung überhaupt ganz fehlt! Aber eben diese haben ihren glänzenden Ansinn zur Modefache zu erheben gewußt durch ihr meisterhaftes Spiel; und nun haben auch, die Besseres leisten könnten, die hehre Kunst auf dem Altare dieses bösen Mode zu opfern sich nicht geschämt, um nicht zurückzusehen, wie sie meinen. Wann wird die Zeit wiederkommen, wo wir die Virtuosen nur darum schätzen werden, weil sie gebiegene Sachen gelührend schön uns zu Gehör bringen? Das ist ja doch ihr schönster Beruf!

4. Concertino für die Clarinette von Bärmann, vorgetragen von Hr. R. M. Bärmann. Der Schluß der Composition klingt offenbar, wie ein nach einem Toaste geblasener Ruch, wobei denn ja auch die Clarinette den Hauptlärm zu machen pflegt.

In der zweiten Abtheilung hörten wir zum Theil die bisher noch nicht hier zur Aufführung gekommene 9te Symphonie von Beethoven. Es ist diese die Symphonie mit den Chören, vielerwärts oft versucht, selten vom Publikum gewürdigt, neuerdings aber durch Bericht über den glänzenden Success einer stattgehabten gelungenen Aufführung in Leipzig wieder in Erinnerung gebracht, und somit das Interesse der musicalischen Welt wiederum spannend. Wie es allen Werken Beethovens ergangen ist, seitdem ihm, von dem Wege auf dem er Haydn und Mozart gefolgt war, ablenkend, sein Genius die eigne neue Bahn wies — man hörte ihnen zu, bewundernd, zweifelnd, und wieder bewundernd, hingerissen, begeistert selbst bis zur Narrheit —, so mußte es ganz besonders das Loos dieses Werkes des Meisters seyn, nicht verstanden zu werden, wo er mehr als in irgend einem Producte seiner Muse die gigantische Kraft des bewegtesten wildwogenden Orchesters losgesäubert hat, mit sicherem Ruder den tanzen den Nachen durch Sturm und Wogendrang lenkend nach den ruhigeren sanftern Wellen, und wiederum klöhn in die tolle Brandung stehend, entgegenstehend ein mächtiges Lied der Freude aus voller Brust. — In seiner Abgezogenheit von aller Welt, nie durch irgend amtliche Stellung veranlaßt um die Gunst des Publikums etwas zu thun, versenkte sich seit lange schon sein Geist in jene eigenste innerliche Thätigkeit, die keine äußere Veranlassung zu stören oder zu lenken vermochte, ihr vielmehr nur aber zu Anknüpfungspuncten weiteren geheimen Sinnens dienste, die wundersamsten Gebilde schaffend, und freilich immer unverständlicher werdend denen, die ihn überhaupt nicht begrif-

fen; fortschwebend auf seiner Bahn. Als er sich umsieht ist man ihm nicht gefolgt. Ein unendliches Gefühl von Wehmuth ergreift ihn, eine unendliche Sehnsucht nach Menschen, die ihn verstehen und mit ihm fühlen möchten. Sein Geist aber arbeitet fort, und nimmt auch von dieser Betrachtung wiederum einen Anknüpfungspunkt weiterer Thätigkeit. So entsteht die 9te Symphonie. Spricht er im ersten Satz im Allgemeinen den Drang seiner Gefühle aus, und lächelt er im Adagio durch eine Thräne: »Wie glücklich würden wir seyn!« ruft er im dritten Satz wieder die ganze Kraft seiner Gedankenwelt wach, zurückfragend: »Ist es nicht schön hier? o kommt, kommt!« so überläßt er sich endlich ganz dem beseligenden Gefühl, verstanden zu seyn und Mitgefühl gefunden zu haben: Menschenstimmen treten hinzu, und es ertönt das herrliche: »Freude, schöner Götterfunken.« — Das blieb nun leider hier fort.

Freilich ein bitterer Contrast, wenn sich nach solchem mächtigen: »Seyd umschlungen Millionen!« nun unserm Gefühl unvermeidlich der Gedanke an die unangenehme Wirklichkeit der hiesigen Verhältnisse aufdrängen mußte.

Die Orchestersätze wurden prompt executirt.

Ein Tag in Valencia.

Nach dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Triste estaba el caballero!
Cancionere de Valencia.
Traurig stand der edle Ritter.

Die Blumengewinde, der Weibrauchdunst, die schwellende Musik, die Pracht des Gottesdienstes, und, wenn ich mich so ausdrücken darf, die Neuheit der allerthümlichen Gebräuche, betäubten seine Sinne nicht weniger, als die große Menge irdischer Schönheiten, welche hier in üppiger Fülle versammelt waren; alle Augen so schwarz und feurig, alle Lippen so rosig, alle Zähne so blendend weiß, die Gestalt wie das Benehmen des Volks so grazios; er befand sich in einem Zustande vollkommener Trunkenheit, und sein Herz, von Natur geneigt, sich den entzückenden Eindrücken des Augenblicks hinzugeben, überließ sich dem innigsten Genuß der Wonne.